

Die Rettung

„Ich habe das noch niemand erzählt, wie es zugeht in unserer Familie. Gar niemandem. - Wir waren alle wie verückt, wir Geschwister. Dieser Streit immer unter den Brüdern. Die Mutter immer weg und der Vater stumm. Auch er viel außer Hauses, in seiner Arbeit, von der wir alle nichts Konkretes wußten. Daß er Doktor der Chemie war, das war uns allen klar. Aber was er wirklich tat, darüber hat er kaum jemals irgend etwas erzählt. - Ich habe auch nie gehört, daß er mit der Mutter zusammen darüber sprach. - Das einzige, was ich beobachten konnte war, daß er meist noch gedrückter aussah als sonst, wenn er nach Hause kam.

Ich war ja noch ziemlich klein. Aber ich hatte ständig das Gefühl, ich wäre verantwortlich und müßte was tun. Zum Beispiel schlichten zwischen den streitenden Brüdern, in diesem strategisch geführten Kämpfen ohne Ende. Sie machten sich gegenseitig das Leben zur Hölle, und ich versuchte, dazwischen zu treten, nahm allen Mut zusammen, mit meinen sechs oder sieben Jahren. Immer wieder habe ich sie gebeten, sich zu vertragen. Die Eltern hätten schon genug Sorgen, hab ich immer wieder gesagt. Aber sie haben mich ausgelacht, und mich an den Zöpfen weggezogen, daß es weh tat; und Fratzen geschnitten, daß ich mich fürchtete. Dann hab ich es wieder eine Zeit lang gelassen, und hab mich nicht mehr getraut, mich da einzumischen.

Ganz schlimm wurde es, wenn der Vater dazu kam. Der geriet in Wut, sobald er die beiden streiten sah oder hörte. Er stürmte herein und schrie sie an. Er konnte ganz außer sich geraten dabei. So, als säße ihm etwas im Nacken; eine schreckliche Angst. - Natürlich gab es Grund, Angst zu haben. Schließlich war ja Krieg, und die Bombenangriffe wurden immer schlimmer in den Nächten. Aber dagegen war er völlig gleichgültig. Er blieb auf seinem Zimmer und war nicht zu bewegen, in den Keller zu gehen. Wir hatten furchtbare Angst um ihn. Dann stritten sich die Brüder auch nicht. Ich hatte manchmal das Gefühl, daß er es drauf anlegte zerrissen zu werden von einer Bombe, oder zu verbrennen. - Einmal, als ringsum die Hölle los war und die Sprengbomben eine nach der anderen ringsum detonierten, lag er oben in seinem Bett. Wir waren im Keller und ich sah, wie Mutter bei jedem neuen Einschlag bleicher wurde. Da stand einer meiner Brüder, der Peter, auf und schrie zu Mutter hinüber, weil man sein eigenes Wort zeitweise nicht verstehen konnte: „Jetzt hol ich Vater! Wo ist der bloß?“ „Ja, bitte, tu das“, schrie sie zurück. „Aber er wird nicht

kommen! Ich hab ihn schon hundertmal gebeten!" Dann ging Peter hinauf, obwohl immer neue Bomben fielen, und das Haus bebte. – Aber er kam bald wieder. Unv errichteter Dinge. Es war ruhiger geworden und er sagte: „Vater hat sich nur zur Wand gedreht. Als ich ihn bat zu kommen, es sei so gefährlich, sagte er nur: „Ich weiß. Laß mich“. Dabei hat er mich so sonderbar angesehen. Was ist nur mit ihm, Mutter? Ich versteh das nicht.“ Die zuckte mit den Schultern und sah vor sich hin. – Aber es ist ihm nichts passiert. Er ging am Morgen wieder in sein Büro, sehr früh; und berichtete Abends, daß nichts Schlimmes geschehen sei, fast gar nichts. Dabei sah er wie enttäuscht aus, blaß und in sich zusammengesunken; und wir wagten nicht, ihn weiter zu fragen. Wir hatten ja – wie gesagt – keine Ahnung, was er machte, dort in diesem Büro. Damals arbeitete ja jeder für den Krieg. Und so nahmen wir – ohne uns jemals darüber auszutauschen – an, er würde wohl auch was für den Krieg arbeiten. Ich stellte mir vor, daß er rechnete. Wenn ich an ihn dachte, und wieder diese Angst um ihn hoch kam, dann sah ich ihn da sitzen, vor meinem inneren Auge saß er an einem Schreibtisch und starrte auf Zahlen, die für ihn aber etwas Menschliches hatten, oder zu mindesten lebendig waren. Er liebte Zahlen, das hatte ich schon oft gemerkt. Wenn es ein Problem gab, versuchte er es immer in Zahlen auszudrücken und dadurch zu lösen. Manchmal klappte das wunderbar, zum Beispiel, wenn es darum ging, mit der Lebensmittelration besser umzugehen, sie besser zu verteilen über den Monat, bis es wieder neue Marken gab. Er entwarf für Mutter ein System, an das sie sich halten konnte, damit wir immer wenigstens irgend etwas zu essen hätten. Von meinen Klassenkameraden hörte ich oft, daß sie gegen Ende des Monats besonders hungerten. Bei uns war das nicht so. Es gab nie sehr viel, aber es war gleichmäßig verteilt.

Aber manchmal war er mit seiner Rechnerei auch völlig hilflos. Zum Beispiel, wenn die Brüder stritten. Dann wurde er wild, denn da war ja mit Zahlen nichts auszurichten.

Was Mutter tat, wenn sie weg war, das wußte ich auch nicht. Irgendwie verdiente sie wohl Geld. Ich weiß nur, daß sie es nicht gerne tat. Heute weiß ich, daß es eine Arbeit weit unter ihrem Niveau war. Mir war auch nicht klar, warum sie verdienen mußte, denn ich wußte, daß der Vater viel Geld bekam für seine Arbeit. Außerdem war er u.k.-gestell. Das heißt: „unabkömmlich“. Er mußte nicht in den Krieg. – Mutter hatte mir das einmal gesagt, als ich sie fragte, warum Vater eigentlich nicht Soldat sei, wie alle anderen Väter. Ich konnte mir aber nichts drunter vorstellen. Warum jemand „unabkömmlich“ war, wenn er an einem Schreibtisch saß und sich mit Zahlen abgab, das war mir schleierhaft. Ich selbst hatte die Zahlen. Sie kamen mir

immer wie Teufel vor, und deshalb war ich auch schlecht im Rechnen. In meinem Kopf ging alles durcheinander, wenn es zu viele wurden. Schrecklich. Ich bekam dann Angst, und dachte, es würde etwas Schlimmes passieren. Meine Noten in Mathematik waren auch dem entsprechend. Kein Wunder. – Später verstand ich, daß sich etwas anderes dahinter verbarg: meine Angst nämlich und meine Wut dem Vater gegenüber. Vielleicht auch die Angst und die Wut des Vaters selbst.

Wie schon gesagt: warum Mutter weg ging um zu arbeiten, und mich mit den Brüdern alleine ließ, das war mir auch unerklärlich. Warum sie eine Arbeit machte, die sie nicht mochte. Vielleicht war sie gezwungen dazu. Aber sie hat nie mit mir darüber auch nur ein Wort gesprochen. Es lag etwas über uns wie eine Glocke des Schweigens und der Angst; und selbst wenn man eine Frage gestellt hätte, wäre sie von dieser Glocke verschluckt worden, wie Worte oder Schreie im Nebel. Selbst wenn man sie hört, man kann nicht sehen woher sie kommen, und so werden sie unwirklich. Wie gar nicht geschrien oder gesagt. Völlig unwirklich. So kam ich mir überhaupt manchmal vor: als wäre ich gar nicht da, oder schon gestorben.

Mutter hatte promoviert. Sie war Doktor der Kunstgeschichte; und wenn sie darauf zu sprechen, kam, was selten genug der Fall war, dann war sie wie ein anderer Mensch. Sie konnte auch herrlich singen. Aber sie hat es nie getan; jedenfalls kaum.

Manchmal sprach sie davon, wie in ihrem Elternhaus immer musiziert wurde. Ihr Vater war ein bekannte Arzt gewesen. Professor der inneren Medizin; und er spielte Cello. Wenn sie davon erzählte, begannen ihre Augen zu leuchten. Außerdem spielte er phantastisch Klavier, und hat sie oft zum Singen begleitet. Sie hatte Gesangsstunden und wäre eigentlich gerne Sängerin geworden. Ihr Vater hatte sie aber überredet, etwas zu studieren. Gesang sei eine gar zu brotlose Kunst. Dann hat sie Kunstgeschichte studiert und sich vor allem mit Malerei beschäftigt, und immer mit ihrem Vater darüber diskutiert. Er wußte viel über verschiedene Maler und hatte früher auch eine Zeit lang gemalt. Wenn sie von ihm erzählte spürte man, wie gerne sie ihn hatte. Aber er war schon tot, und sie tat mir leid deswegen. Vielleicht tat ich mir auch selbst leid, und wünschte mich an ihrer Stelle im Gespräch mit diesem Mann der mein Großvater war, und so anders wie mein eigener Vater. Ich stellte ihn mir mit warmen, dunklen Augen vor und einem Bart. Mutter zeigte mir mal ein Bild; und da sah ich, daß das stimmte. Ich hatte ihn mir richtig vorgestellt, ohne ihn zu kennen. Wenn ich Mutter fragte, wo er sei, sagte sie, sie wisse es nicht genau. Aber wahrscheinlich schon tot. Und dabei sah sie verzweifelt aus. Ich bekam wieder dieses Gefühl, daß ich nicht weiter fragen dürfe. Kein Wort mehr. - So ließ ich es.

Auf meinem Schulweg begegnete mir manchmal eine ältere Frau, die am Stock ging. Sie war sehr bleich und sie ging langsam. Ihr Kopf wackelte dabei, aber nicht so, wie das bei älteren Leuten manchmal der Fall ist. Er wackelte so, daß ich mir nicht vorstellen konnte, wie sie überhaupt fähig war, sich fort zu bewegen. Auch ihre Hand, mit der sie den Stock hielt, zitterte; und die andere, die ohne Stock herab hing, zitterte auch. – Immer, wenn ich diese Frau sah, war ich erschrocken und betroffen. Wie mußte es sein, mit solch einem Menschen zusammen zu leben? Oder gar: wie mußte es sein, selbst so leben zu müssen? – Manchmal hatte sie eine Begleiterin bei sich. Ich versuchte immer heraus zu kriegen, ob und wie sich die beiden unterhielten. Eines Tages hatte sie einen gelben Stern auf ihrer Jacke. Aus der Schule wußte ich, daß dies ein „Judenstern“ war, den alle Juden tragen mußten. So wollte es die Regierung. Wir lernten, daß die Juden schuld seien an der Schmach des deutschen Volkes nach dem ersten Weltkrieg, weswegen man jetzt gezwungen war, diesen Krieg zu führen. Deswegen mußten alle Juden, die unter uns lebten, diesen Stern tragen. So lernten wir es in der Schule. – Als ich die Frau mit diesem Stern sah, war ich entsetzt. Sie zitterte ihren Weg in der heißen Sonne eines Sommernachmittags, niemand sonst war auf der Straße. Ich sah sie aus der Kühle eines Gartens, in dem ich mit einer Freundin spielte. Ich stand dort und drückte meine Nase an das übermannshohe Gitter, das den Garten vom Bürgersteig trennte. Sie ging in einiger Entfernung auf der anderen Seite der Straße, langsam aber stetig, so, als hätte sie dieses Zittern ganz in ihr Leben einbezogen, als sei es ein selbstverständlicher Teil dieses Lebens. In der Stetigkeit ihres Vorwärtkommens lag eine Ruhe, die mich anzog. Ich bewunderte sie, und beneidete sie um diese Ruhe. Dies war das letzte Mal, daß ich sie sah. – Einerseits war ich fast erleichtert. Andererseits beunruhigte es mich. Was war ihr wohl zugestoßen? Sie hatte keinen unmittelbar hinfälligen Eindruck gemacht; und bei der nächsten Gelegenheit fragte ich die Mutter: „Was geschieht eigentlich mit Menschen, die diesen Judenstern tragen müssen?“ – Einen kurzen Moment sah sie mich entsetzt an, und sagte tonlos: „Ich weiß nicht.“ Dann drückte ihr Blick die Verzweiflung aus, die ich an ihr kannte, und ich fragte nicht weiter.

Als der Krieg aus war, war plötzlich vieles anders. Wir Kinder erfuhren, daß dieser Krieg keine gerechte Rache für angetane Schmach, sondern ein verbrecherischer Krieg gewesen sei. Es gab Freundinnen, die hatten nahe Verwandte verloren im Krieg. Insgeheim hatte ich sie früher manchmal beneidet, daß sie eine Helden zum Vater

oder zum Bruder hatten. Nun mußten sie erfahren, daß ihr Tod umsonst war. - Andere Väter verloren ihre Stellung, weil sie der Partei angehört hatten.

Uns dagegen ging es sehr viel besser, wenigstens äußerlich. Vater wurde befördert und Mutter bekam eine Stelle als Kunsthistorikerin. Beide hätten zufrieden sein können.

Aber der Streit in der Familie ging weiter, das heißt: er wurde noch schlimmer. Einmal rannte Vater in einem Wutanfall mehrere Male mit dem Kopf gegen die Wand, bis er bewußtlos und blutend zusammensank. Jetzt verstand ich nichts mehr.

Zwei Jahre darauf erkrankte er an Krebs. In dieser Zeit bin ich ihm näher gekommen. Ich saß oft lange an seinem Bett. Er hatte starke Schmerzen, und ich las ihm vor. Spinoza. Das war sein Lieblingsphilosoph. Ich begann seinen weiten Geist zu bewundern in diesen Unterhaltungen. - Damals nahm ich mir vor, Philosophie zu studieren. Die Angst und die Wut, die ich seinetwegen empfunden hatte, war fast vergessen.

Als Vater tot war sagte uns Mutter, daß wir Juden sind.

Da fiel es mir wie schwere Schuppen von den Augen, und ich sprach mit ihr über Vaters Schicksal und über das ihre. Ich begann zu verstehen, was sie durchgemacht hatte in dieser Zeit, in der ihre Verwandten und alle andern Angehörigen unseres Volkes in ständiger Lebensgefahr schwebten, solange sie noch in Deutschland waren, und unzählige umkamen, während wir gerettet waren. - Von den schlimmsten Schicksalen hatten sie erst nach Ende des Krieges erfahren.

Während ich ihr zuhörte spürte ich, wie ich langsam aufhörte, sie um ihren Vater zu beneiden, und begann, mich dem meinen mit voller Liebe zuzuwenden“.

